

### Dritter Abschnitt.

## Gustav Adolf und Wallenstein.

**K**aifer Ferdinand war eigentlich nur mit einem Gedanken in den furchtbaren Krieg eingetreten: er wollte seine Pflicht zur Verteidigung der katholischen Kirche ohne Wanken erfüllen. Zweimal war ihm dabei die Gefahr des Verzagens nahe getreten: das erste Mal bei dem allgemeinen Aufstand des Jahres 1619, das zweite Mal auf die Nachricht von der Niederlage bei Breitenfeld. Dieser zweite Schlag drohte seiner Regierung geradezu die Befinnung zu rauben: man dachte an die Flucht nach Graz, ja bei größerer Not bis nach Italien. Aber auch diesmal gewann der Kaiser seine Festigkeit wieder; bald waren seine Räte an der Arbeit, neue Mittel zur Fortführung des Krieges zu ersinnen. Die Auswege, welche sie fanden, waren vornehmlich zwei: einmal das Projekt eines großen Bündnisses der katholischen Mächte, welches, den religiösen Charakter des Krieges anerkennend, den schwedischen Verfechter des Protestantismus nebst anderen „Fremden“ aus dem Reiche verjagen und den vor Gustav Adolfs Einbruch bestandenen Zustand wieder herstellen sollte, — sodann der Plan der Schaffung einer starken und selbständigen kaiserlichen Armee.

Bei den Verhandlungen über den ersten Plan drängte sich aber dem Kaiser sofort die niederschlagende Erfahrung auf, daß die Politik der katholischen Mächte sich durch das Schicksal, das ihrer Kirche in Deutschland drohte, nicht bestimmen ließ, — nicht einmal die des Hauptes der katholischen Kirche selber. Urban VIII., wie er, noch erfüllt von seiner Feindschaft gegen das Haus Oesterreich, vor die Wahl gestellt wurde, entweder diese Feindschaft in ein Bündnis umzuwandeln oder den Fortschritten des Protestantismus in Deutschland zuzusehen, entschied sich, wenn auch nicht ohne Einschränkungen und Verhüllungen, für das letztere. Er suchte den Anstand zu wahren, indem er dem Kaiser und der Liga, wie früher so auch jetzt kärgliche Geldzuschüsse bewilligte; wenn diese ihn aber ersuchten, er möge wenigstens dem katholischen Frankreich die unleugbare Unterstützung der Reher legen, so ließ er sich von Richelieu beweisen, daß der wahre Feind der katholischen Religion das Haus Oesterreich sei, weil es die Religion als Vorwand für seine Machterweiterung gebrauchte, und daß der Mitschuldige Oester-

reichs die Liga sei, weil sie im Dienst des Kaisers Gustav Adolf herausgefordert habe. Selbst der Hinweis auf die große katholische That des Restitutionsediktes ließ diesen Papst kalt: er erinnerte den kaiserlichen Gesandten, daß ihm dieser Erlaß von Anfang an noch lange nicht genügt habe (S. 452), ja er wagte die wie gräßlicher Hohn klingende Andeutung, daß vielleicht eben diese Mängel des Ediktes, daneben die vielfache Entfremdung der wiedergewonnenen Güter von ihrem gottesdienstlichen Zweck die Strafe Gottes auf den Kaiser gezogen hätten.<sup>1)</sup>

Wie beim Papst, so sah der Kaiser sich auch sonst überall abgewiesen. Wohl kam seinem Verlangen nach einem größeren und festeren Bündnis die spanische Regierung entgegen, aber nur unter der alten Voraussetzung, daß dieser Bund ihr Hilfe gegen die Generalstaaten einbringe. Als statt dessen eine lediglich im Sinn der kaiserlichen Wünsche gehaltene Bundesakte mit dem spanischen Gesandten in Wien vereinbart wurde, versagte ihr Philipp IV. die Ratifikation.<sup>2)</sup> Nur zu einem, allerdings tief greifenden Zugeständnis ließ er sich herbei: um die in der linksrheinischen Pfalz gewonnene Machtstellung zu behaupten, zugleich um eine neue Erhebung, die der Herzog von Lothringen mit dem Herzog von Orleans plante, zu unterstützen, versprach er, jetzt wieder, wie im Jahr 1620, eine spanische Armee aus den Niederlanden in der Richtung auf die Mosel und die Pfalz zu senden (März 1632).

Abgesehen hiervon erwies sich die Rechnung der kaiserlichen Regierung auf fremde Hilfe als trügerisch. Um so dringender mußte da die Aufstellung einer eigenen starken Armee erscheinen. In dieser Beziehung war nun auch am kaiserlichen Hof schon bald nach der ersten bei Sarz erlittenen Niederlage die Einsicht durchgebrochen, daß die halb aufgelöste kaiserliche Armee neu geordnet und verstärkt werden müsse, und daß sie vor allem einem besonderen obersten Befehlshaber, unter Auflösung der unglücklichen Doppelstellung Tillys, zu unterstellen sei. Die Auswahl des neuen Befehlshabers wurde dabei als die wichtigste angesehen. Es kamen in Vorschlag Tilly selber, die Herzöge von Savoyen und Lothringen und besonders der nach kriegerischer Bethätigung dürstende Sohn des Kaisers, König Ferdinand. Aber am Ende geschah es, daß die Armut an hervorragenden Kräften und die träge Vertrauensseligkeit der kaiserlichen Regierung zu einem verhängnisvollen Entschlusse führten. Die alten Gönner Wallensteins, voran der Hofkriegsrat Duestenberg und der Fürst Eggenberg, wiesen mit zunehmendem Eifer auf den gestürzten Feldherrn als den einzigen, der der gewaltigen Aufgabe der Schaffung und Führung der Armee gewachsen sei; und in dem Streit, der nun zwischen Wallensteins Freunden und Gegnern entstand, neigte der Kaiser sich immer mehr auf die Seite der ersteren. In welchem Maße er sich aber hiermit einer unheimlichen Gewalt überlieferte, lehrt ein Blick auf Wallensteins damalige Absichten und Entwürfe.

<sup>1)</sup> Barberini an Rocci, 1632 April 10. (Abschriften Gindelys im böhmischen Landesarchiv.)

<sup>2)</sup> Für das Verhältnis des Kaisers zu Spanien in den Jahren 1632 und 1633 verweise ich auf meine Abhandlung „Der Untergang Wallensteins“, *Histor. Zeitschrift* Bd. 97. Dasselbst auch über die mit Wallensteins Anstellung, Kriegführung und Politik zusammenhängenden Vorgänge.

Seit seiner Entlassung lebte der Herzog in scheinbarer Zurückgezogenheit und feierlicher Pracht in seinem Fürstentum Friedland; aber in seiner Seele war die alte Leidenschaft, bestimmend in die großen Kämpfe einzugreifen, zur verzehrenden Gier gesteigert. Gegen die kaiserliche Regierung, die er niemals sonderlich respektiert hatte, empfand er ein Gefühl der Verachtung, und zu seiner Gleichgültigkeit gegen das Herrscherhaus und vollends gegen das Reich und seine Stände hatte sich das Verlangen nach Rache an den Urhebern seines Sturzes gestellt. Sein Geist arbeitete unausgesetzt an den Plänen neuer Heereserschöpfung und neuer Heeresführung, sei es nun mit, sei es gegen den Kaiser; und schon machte er sich auch ans Werk, sich den einen wie den anderen Weg zu eröffnen. Während er dem Kaiser, der ihm gegenüber von Schuldbewußtsein gedrückt war, Ergebenheit und Dienstbeflissenheit zeigte, knüpfte er im Lager der Feinde desselben zwei vertraute Beziehungen an: die eine, und zwar schon seit November 1630, mit seinem früheren Untergebenen, dem in sächsische Dienste übertretenden Arnim (S. 483), die zweite, und zwar seit Mai 1631, mit dem Haupt der böhmischen Emigranten, dem Grafen Thurn (S. 504). So nach beiden Seiten Vertrauen suchend und Vertrauen heuchelnd, wußte er dem Kaiser, mit seinem Rat in politischen und militärischen Fragen, mit Mittlerdiensten in den Bemühungen um die Gewinnung des Königs von Dänemark (S. 513) zur Hand zu gehen, dem König Gustav Adolf aber ließ er durch den Grafen Thurn eröffnen, daß er, wenn von einem starken Hülfscorps unterstützt, eine Schilderhebung vornehmen wolle, durch welche des Kaisers Macht in seinen eignen Erblanden vernichtend getroffen werden sollte, und seinen Freund Arnim, der in die Mitwissenschaft dieser Anschläge gezogen wurde, wagte er bereits, als derselbe seinen schlesisch-böhmischen Feldzug angetreten hatte, zur Besprechung eines gemeinsamen Aktionsplanes einzuladen.

In diesem Gewebe begann sich Wallenstein zu verstricken, als endlich im Rat Ferdinands II. der Kampf seiner Gegner und Freunde im Sinne der letzteren entschieden wurde: am 10. Dezember 1631 fertigte der Kaiser den Fürsten Eggenberg an Wallenstein ab, um ihm die Wiederannahme des Amtes eines „General-Obersten-Feldhauptmanns“ der kaiserlichen Armee anzutragen. Noch glaubte er damals, sich die Dienste Wallensteins sichern zu können, ohne auf eine wirksame Aufsicht über denselben zu verzichten: es sollte nämlich zugleich mit ihm König Ferdinand ins Feld ziehen, und dann der höchsten Autorität des Thronfolgers gegenüber der Feldhauptmann doch wieder nur als der „Assistierende“ erscheinen. Es war eine Auskunft, die vor allem auch von dem spanischen Gesandten begünstigt wurde, aber ohne daß auf dieser Seite Mißgunst gegen den Feldherrn im Spiel gewesen wäre. Denn bei der spanischen Regierung galt Wallenstein seit seinem Auftreten im Jahr 1627 (S. 377 fg., 418) als Verfechter des Bündnisses zwischen dem Kaiser und Spanien und der Verflechtung des deutschen mit dem niederländischen Kriege. Deshalb hatten auch die Staatsmänner Philipps IV. widerwillig die Entlassung Wallensteins angesehen, und deshalb hatten seine Gesandten jetzt die Wiederanstellung desselben nach Kräften zu fördern.

Gleich in dieser Frage indes, ob Ferdinand III. am Kriege teilnehmen dürfe, stieß der Kaiser auf die entgegengesetzten Absichten Wallensteins. Daß

dieser die ersehnte Heeresführung viel lieber aus der Hand des Kaisers, als Gustav Adolfs annahm, verstand sich nach seiner Stellung und Vergangenheit von selber, aber in seinem Sinne sollte die Annahme unter Bedingungen erfolgen, welche ihm die unbeschränkte Führung des Krieges sicherten. So lautete denn die erste Forderung, die der Kaiser zugestehen mußte, daß der Erbe des Thrones dem Heere fern zu bleiben habe. Die zweite Bedingung, die man ihm ebenfalls zugestehen mußte, entsprach dem schon in seinem ersten Generalat angewandten Kunstgriff, den Kaiser durch die Aussicht auf seinen baldigen Rücktritt hinzuhalten (S. 349): bloß für die Zeit bis Ende März 1632 und nicht zur Kriegsführung, sondern nur zur Schaffung einer dem Feinde gewachsenen Armee nahm er den Oberbefehl an. Für diese Armee sollte aber auch — und das war Wallensteins dritte Bedingung — eine wenigstens leidliche finanzielle Grundlage geschaffen werden. Statt der kümmerlichen Zuschüsse, die er in seinem ersten Generalat erhalten hatte, verlangte er Geldzuschüsse vom Kaiser in einem Jahresbetrag von 2400000 Gulden, von Spanien in einem Monatsbetrag von mindestens 50000 Gulden. Eine sofortige klare Abmachung wurde über diese Forderung wohl nicht getroffen, aber in Wirklichkeit wurden von Spanien jene Zuschüsse gezahlt, und was die kaiserlichen Erblande an Geld erlegten, dürfte kaum unter der angegebenen Summe geblieben sein, abgesehen davon, daß, solange Wallensteins Armee noch nicht Fuß im Reich zu fassen vermochte, ihnen auch die noch größere Last der Verpflegung derselben zufiel. Jetzt, wie früher, erfolgte die Verteilung dieser Geld- und Naturalleistungen bald bezirksweise auf die Bürger und Bauern, bald in einer Summe auf ein ganzes Land, bald kraft ständischer Bewilligung, bald, wie man sagte, impositionsweise. In Umlage und Erhebung wirkten zusammen und durcheinander ständische Ausschüsse, landesherrliche Kommissarien und brutale militärische Exekution.

Unter solchen Bedingungen nahm Wallenstein um die Mitte des Monats Dezember 1631 den vorläufigen Oberbefehl über die kaiserliche Armee, zunächst ohne Titel und Besoldung, an. Seine Aufgabe war, die alten Regimente, die z. B. in der Infanterie statt des eigensinnig festgehaltenen Normalsatzes von 3000 Mann Bestände von 1500 bis 300, ja 100 Mann, und auch diese bei genauerer Prüfung noch vielfach zu hoch angegeben, aufwiesen, zu ergänzen, neue zu schaffen, die bis in den Grund ruinierte Armee materiell und moralisch wieder zu heben. Kaum aber hatte er sich zur Uebernahme des Oberbefehls entschlossen, als auch schon sein Oberst Flow in schlichten Worten melden konnte: der Nutzen, den Czer fürstlichen Gnaden Resolution bei den Truppen bereits geschafft hat, ist groß. Neue Mannschaften strömten in die gelichteten Regimente, um sie, wenn nicht vollzählig, so doch wieder kriegstüchtig zu machen; neben den alten Regimenten erstanden neue, wie denn die Infanterie im Lauf des neuen Jahres von 45 auf 54 Regimente und die Reiterei in noch stärkerem Verhältnis anwuchs,<sup>1)</sup> als Männer des nächsten Vertrauens und zu höheren Stellungen erhoben, scharte sich um Wallenstein selber eine Auswahl seiner früher bewährten

<sup>1)</sup> Ueber Wallensteins Armee 1632—1634 verweise ich auf F. Ronze, Die Stärke, Zusammensetzung und Verteilung der Wallensteinischen Armee. Bonner Doktor-dissertation 1906.

Obersten: so der jetzt — gleichzeitig mit Matthias Gallas — zum Rang eines Oberst-Feldzeugmeisters emporsteigende Johann Aldringen, dem er am 18. Januar 1632 den Oberbefehl über die noch im Reich liegenden kaiserlichen Truppen übertrug, so auch der im Jahr 1627 als glänzender Reiterführer erprobte Graf Heinrich von Schlick, der für den verstorbenen Collalto an die Spitze des Hofkriegsrates trat. Natürlich fehlte es bei diesen kostspieligen Organisationen wieder nicht an den dem Kaiser so teuer zu stehen kommenden Vorschüssen aus Wallensteins Kasse.

Indem aber so die Neuschaffung der Armee vor sich ging, neigte sich zugleich die Zeit von Wallensteins vorläufigem Generalat ihrem Ende zu. Schwerlich hatte man sich von Anfang an darüber getäuscht, daß die starke Hand, welche die Organisation der Armee begonnen hatte, sie auch allein vollenden und allein die Führung des Heeres übernehmen konnte. Aber der Vorteil Wallensteins war es, daß der Kaiser abermals als Bittender — jetzt um die dauernde Annahme des Oberbefehls — an ihn herantreten mußte. Ueber die Bedingungen der Annahme mußte mit ihm in den letzten Tagen des Monats März der Bischof Anton von Wien, am 13. April zu Göllersdorf der Fürst Eggenberg unterhandeln, und da endlich, am 14. April, konnte letzterer dem Kaiser die Kunde bringen, daß Wallenstein sich seiner „Intention akkommodiert“ habe.

Die Zugeständnisse, die man dem „General-Obersten-Feldhauptmann“ der kaiserlichen Armee, wie er fortan wieder betitelt wurde, gewähren mußte, bezogen sich natürlich an erster Stelle auf den Oberbefehl. Früher, z. B. im Jahr 1627, hatte Wallenstein für seinen Feldzugsplan erst die kaiserliche Genehmigung eingeholt (S. 361), ja es war ihm gelegentlich, wie im Mantuanischen Krieg, eine gegen seinen Willen gehende Verwendung der Armee auferlegt (S. 419); jetzt mußte der Kaiser — wir wissen nicht genau in welcher Form — den herrischen Feldherrn darüber beruhigen, daß er gegenüber all seinen militärischen Bewegungen und Maßnahmen dieses Recht der Befehlserteilung zwar nicht förmlich aufgabe, aber doch nicht ausüben werde. Sein Verhältnis zu Wallensteins Kriegführung gestaltete sich demgemäß so, daß der Feldherr regelmäßig berichtete, er, der Kaiser, dagegen seine bescheidene Einwirkung in die Form von Fragen und Vorschlägen einkleidete. Wie von selber fiel auch die kaiserliche Autorisation bei Ergänzung und Vergrößerung der Armee hinweg; die dafür erforderlichen Werbepatente stellte Wallenstein mit voller Eigenmacht aus, selbst Bestallungspatente für Regimentsobersten fertigte er gelegentlich statt des Kaisers aus, und wenn, wie früher, die Ernennung zu den höheren Kommandos dem Kaiser vorbehalten blieb, so erschien dies jetzt noch mehr, wie früher, als eine bloße Form: das Wesentliche war der von Wallenstein ausgehende Vorschlag.

Hinsichtlich der Unterhaltung der Armee wurde neben den schon vor drei Monaten gemachten, jetzt vielleicht genauer gefaßten Zusicherungen auch die Geldquelle der Konfiskationen, die man bei dem Wechsel von Abfall und Unterwerfung in den Erblanden sowohl, wie im Reich zu verhängen gedachte, ins Auge gefaßt: ihr Ertrag wurde dem Feldherrn zur ausschließlichen Verwendung für die Armee zugewiesen. Daneben kam man dann auch auf die schwere Frage der Belohnung Wallensteins selber. Hier war es eine bloße Abschlagszahlung

für die unerfättliche Gier des Mannes, wenn ihm der Kaiser eine von seinen Gutskäufen rückständige Summe von 400 000 Gulden erließ; ein großes Opfer dagegen brachte er, indem er die Verpflichtung anerkannte, dem Feldherrn das in Feindes Hand gekommene Herzogtum Mecklenburg oder ein gleichwertiges Fürstentum zu verschaffen, und ihm bis zur Erfüllung dieser Pflicht das schlesische Fürstentum Großglogau übergab, und unzweifelhaft endlich, wenn auch wahrscheinlich nicht in verbindlicher Form ausgesprochen, war das Einverständnis der kaiserlichen Regierung, daß ihm, wenn seine Heerführung zu einem neuen Siegeslaufe führen sollte, auch neue Belohnungen nach Art der im ersten Generalat gewährten zuteil werden sollten.

So konnte man denn sagen, daß der Kaiser teils infolge wirklicher Zugeständnisse, teils infolge seines falschen Verhältnisses zu einem Manne, vor dem er sich demütigen mußte, und der diese Demütigung ins Maßlose auszubeuten entschlossen war, die Herrschaft über das Heer, die Leitung des Kriegs und zum Teil auch die Früchte des erhofften Sieges aus der Hand gegeben hatte. Was aber diese Preisgabe kaiserlicher Autorität vollendete, das war die Leichtfertigkeit, mit welcher zu den militärischen Befugnissen Wallensteins auch noch politische hinzugefügt wurden.

Man wußte am kaiserlichen Hof von vertrauten Beziehungen Wallensteins zu Arnim, man wußte auch, daß der sächsische Kurfürst nur widerstrebend in das Bündnis mit Schweden eingetreten war, und daß Arnim diesen Widerwillen seines Kriegsherrn reichlich teilte. Ließ sich nun diese Stimmung nicht benutzen, um den Kurfürsten gegen Zugeständnisse, die dem Umschwung des Kriegsglücks entsprachen, zu einem Separatfrieden zu vermögen? Und waren nicht für die möglichst geräuschlose Unterhandlung dieses Ausgleichs die beiden befreundeten Feldherrn die geeigneten Männer? Dies waren Erwägungen, unter denen zum erstenmal am 14. Oktober 1631, also noch vor Wallensteins Wiedereintritt in des Kaisers Dienst, ein vertraulicher, durch Eggenberg übermittelter kaiserlicher Auftrag, zum zweitenmal, am 20. April 1632, eine förmliche Vollmacht zu Verhandlungen der bezeichneten Art an Wallenstein abging. Nicht zum erstenmal erhielt damit Wallenstein einen diplomatischen Auftrag; als politischer Bevollmächtigter war er ja schon bei Unterhandlung des Lübecker Friedens hervorgetreten. Wenn man sich jedoch erinnerte, wie er damals die Friedensbedingungen nicht so sehr vom kaiserlichen Hof empfang, als seinem Auftraggeber diktierte, so hätte man erwarten dürfen, daß ihm diesmal eine feste Linie des Verhaltens vorgezeichnet werden würde. Aber auch diesmal konnte man sich nicht zur Erteilung einer genauen Instruktion aufraffen, schon deshalb nicht, weil man gegenüber den von Kursachsen zu erwartenden Friedensbedingungen (S. 515) selber noch unentschlossen war. Klar war der Kaiser sich allerdings darüber, daß die in den Erblanden durchgeführte Umgestaltung aufrecht erhalten werden müsse; aber sollte er im Reich das, was er hier als den eigentlichen Kampfespreis ansah, nämlich die reichsunmittelbaren und mittelbaren geistlichen Güter und Fürstentümer, wie sie vor und nach dem Restitutionsedikt von den Katholiken wiedergewonnen, inzwischen unter den Triumphen der protestantischen Waffen größtenteils wieder verloren waren, aber bei einem neuen Wechsel des Kriegs-

glücks neuerdings erobert werden konnten, in einem übereilten Frieden preisgeben? Sollte er dabei unter anderem das Anrecht seines Sohnes Leopold Wilhelm auf die geistlichen Fürstentümer von Magdeburg, Bremen und Halberstadt aus der Hand geben? Daß Ferdinand sich ernsthaft mit dieser Frage beschäftigte, erkannte man, als er unter dem Eindruck der Auflösung des Frankfurter Ausgleichstags und der Breitenfelder Niederlage von seinen Theologen einen Gewissensrat über die Erlaubtheit derartiger Zugeständnisse einforderte. Deren Gutachten aber — ein Zeichen der tiefen Entmutigung, die den kaiserlichen Hof ergriffen hatte — besagte: die Suspension des Restitutionsediktes, die Rückgabe der norddeutschen Bistümer an ihre protestantischen Besitzer, besonders auch die zeitweilige Ueberlassung der von Kursachsen und Kurbrandenburg okkupierten geistlichen Güter sei erlaubt, wenn größerer Schaden der katholischen Religion dadurch verhütet werde. Aber nun, da es sich darum handelte, diese Entscheidung in eine klare politische Entschließung über den Umfang und die Grenzen der, sei es an Sachsen allein, sei es an die protestantischen Reichsstände insgesamt zu machenden Zugeständnisse umzusetzen, da versagte dem Kaiser und seinen Räten doch wieder der Mut, und so wählten sie den schlimmsten Ausweg, dem Feldherrn keine feste Linie seines Verhaltens vorzuzeichnen und ihre eigene Entscheidung auf die künftige Ratifikation eines etwaigen Abkommens zu verschieben.

Zum zweitenmal, und jetzt unter unvergleichlich schwereren Umständen, sah also Wallenstein die Frage von Krieg oder Frieden in seine Hand gegeben. In welchem Sinne er sie zu lösen gedachte, muß aus den nur lückenhaft bekannten Thatsachen erschlossen werden. Zunächst trug er den auf das Sonderabkommen mit Sachsen weisenden Aufträgen so weit Rechnung, daß er die vorher mit Gustav Adolf angeknüpfte Unterhandlung einstellte, daß er dann in der Zeit von Oktober 1631 bis zum Juni 1632 seinen kriegerischen Anstalten unausgesetzte Verhandlungen mit Arnim zur Seite gehen ließ, deren Gegenstand die Vorfrage war, ob sich der Kurfürst von Sachsen zur Unterhandlung eines Sonderfriedens, der durch Ausdehnung auf die deutschen Reichsstände ein allgemein deutscher werden sollte, verstehen wolle. Unmittelbaren Erfolg hatten diese Verhandlungen nicht, da Johann Georg trotz seiner Mißhelligkeiten mit Gustav Adolf doch an dem Bündnis mit ihm, welches derartige Sonderverhandlungen verbot, festhalten wollte. Aber welche Aussichten eröffneten sich, wenn man auf Wallensteins begleitende Aeußerungen hörte! In ihnen unterschoob er dem Kaiser kurzweg die Bereitwilligkeit, zugunsten Sachsens und aller Reichsstände, die den Frieden annehmen würden, den kirchlichen Besitzstand von 1618 zu genehmigen; ja nach Eröffnungen, die er gleichsam als Einleitung vorausschickte, bestand zwischen den Mächten, welche die Waffen gegen, und dem Feldherrn, der sie für den Kaiser führte, eine Gemeinsamkeit der Interessen: wie jene die protestantenseindliche Politik des Kaisers, so hatte dieser die „jesuitische Faktion“ am kaiserlichen Hof zu bekämpfen und sich Genugthuung zu schaffen für den durch seine Absetzung ihm widerfahrenen Schimpf. Das waren Aeußerungen, welche, wenn nicht bei Gustav Adolf, so doch bei Männern, wie dem Grafen Thurn, die Hoffnung wach hielten, daß auch von ihrer Partei sich Wallenstein nicht dauernd getrennt habe. Einen einheitlichen Grund aber hatte dies widerspruchsvolle Verhalten nur dann, wenn

Wallenstein gleichmäßig den Kaiser und alle Feinde des Kaisers auf sich hoffen lassen wollte, und sich dabei vermaß, schließlich Sachsen nebst den protestantischen Reichsständen zu sich hinüberzuziehen, die Schweden abzufinden oder zu verjagen, dem Kaiser die von ihm gewollte Ordnung der Dinge aufzuerlegen und bei dieser Abrechnung seine eignen Ansprüche nicht zu vergessen. War er solchen Riesenaufgaben gewachsen? Offenbar hing dies in erster Linie von dem Gang des Krieges ab, ob er hier durch überwältigende Erfolge jeden Widerstand werde brechen können. Und so wiesen am Ende auch ihn, ähnlich wie den schwedischen König, seine Pläne von den Verhandlungen auf den nachdrücklich zu führenden Krieg.

Die Zeit zur Wiederaufnahme des großen Kriegs kam mit dem Frühjahr 1632 heran. Im Sinn Gustav Adolfs sollte jetzt Oberdeutschland der Hauptschauplatz der Kämpfe sein: hier gedachte er in kühn ausgreifender Offensive die Donaulinie zu gewinnen, dann den Feind im Sitze seiner Macht, erst in Baiern, weiter in Oesterreich zu treffen. Daneben sollte ihm Norddeutschland als sicheres Rückzugsgebiet, zugleich als Sammelplatz für die Reserven und Nachschübe von Truppen dienen. Diesem Plan gemäß bestimmte er zum eigentlichen Feldzug zunächst die beiden Armeen, welche, die erste unter seiner persönlichen Führung um den Mittelpunkt von Mainz, die andere unter dem Kommando Gustav Horns um Würzburg herum, in die Quartiere verteilt waren. Beide waren keineswegs zahlreich; nach einer, wie es scheint, leidlich genauen Aufnahme zählte die erste zu Anfang des Jahres 10 500 Mann zu Fuß und 5300 zu Pferde, die andere 5160 Mann zu Fuß und 2500 Reiter, ein Bestand, der im Vergleich mit der Sollstärke der Regimente bei der Infanterie der ersten Armee einen Abgang von etwa 40 Prozent ergab. Aber als Reserve hatte der König in Norddeutschland nicht weniger als fünf kleine Armeen: zwei, die unter den schwedischen Offizieren Baner und Tott standen (S. 504), von denen letzterer im Mai durch den Herzog Georg von Lüneburg nebst dem schwedischen Generalmajor Baudissin ersetzt wurde, zwei, welche die deutschen Fürsten Herzog Wilhelm von Weimar von Erfurt aus und Landgraf Wilhelm von Hessen von Kassel her, als schwedische Unterführer, gebildet hatten, und eine fünfte, welche der sächsische Kurfürst, als Verbündeter Gustav Adolfs, ins Feld stellte.

Natürlich war Gustav Adolf, als er nun in der ersten Hälfte des Monats März sein Feldheer zusammenführte, bemüht gewesen, die gelichteten Truppenkörper zu ergänzen. Aber auch hier traten ihm schwere Hemmnisse in den Weg. Die Truppensendungen aus der Heimat wurden in diesem Jahr völlig eingestellt, und ebenso sanken die Geldzuschüsse auf einen verhältnismäßig kärglichen Betrag herab (S. 487); jetzt erst recht mußte er also seine Kriegsführung der Hauptsache nach auf die in Deutschland erworbenen Söldner und die in Deutschland eingetriebenen Kontributionen begründen. Daß er aber mit solchen Mitteln den Bestand seiner rheinischen Armee in der kurzen Zeit von Januar bis März gewaltig zu verstärken vermochte, ist nicht wahrscheinlich; und da kam nun noch hinzu, daß er von dieser rheinischen Armee einen Teil unter Oyenstiernas Oberleitung und dem Kommando zweier deutschen Fürsten, des Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld und des Herzogs Bernhard von Weimar, in den Mainzer Gebieten zurücklassen mußte. Wenn er trotzdem zum unverzüglichen Angriffe voranstürmte, so



mochte ihn einerseits die Empfindung beherrschen, daß er die auf dem fremden Boden anstürmenden Gefahren durch doppelten Wagemut überwinden müsse, andererseits mußte aber auch die Schwäche des Gegners sein Vertrauen bestärken.

Denn wie weit waren damals die Gegenanstalten Wallensteins gediehen? Langsamkeit in den Zuriistungen und Scheu vor einem großen Schlag, so lange er nicht die erdrückende Uebermacht in seiner Hand wußte, hatte Wallensteins Kriegführung schon in seinem ersten Generalat bezeichnet; jetzt unter dem Eindruck der maßlos gewachsenen Schwierigkeiten, wohl auch unter Einwirkung der Ausgleichsverfuche mit den Sachsen, die er nicht abschrecken wollte, trat diese Methode in verdoppelter Stärke hervor. Er ließ die zweite Hälfte des Monats April herankommen, ehe er seine Regimenter bei Tabor zusammenführte, und noch einen Monat dauerte es, ehe er seinen Feldzug antrat. So hatte Gustav Adolf zunächst fast nur mit den Streitkräften der Liga zu rechnen. Nun bestand dieser Bund dem Namen nach weiter, zog man aber die Mitglieder ab, die sich entweder losgesagt hatten (Trier und Speyer) oder vertrieben waren, wie Mainz und Würzburg, oder sich in schwerster Bedrängnis befanden, wie die bischöflichen Regierungen in Bamberg, Worms, Straßburg und bald auch in Augsburg, so blieben als wirklich leistungsfähige Mitglieder nur der Kurfürst Maximilian im Oberland, sein Bruder, der Kölner Erzbischof Ferdinand, im rheinischen Direktorium übrig. Kein Wunder, daß da der Versuch Maximilians, im Dezember 1631 einen Bundestag zu veranstalten, fehl schlug; eher war es zu verwundern, daß dank der unbeugsamen Festigkeit Maximilians doch noch zwei Heere im Namen der Liga weiter kämpften. Das eine und kleinere derselben wurde in dem rheinisch-westfälisch-niederländischen Gebiet von Pappenheim geführt, dem auch die Reste der dort liegenden kaiserlichen Truppen untergeordnet wurden. Dank seiner Beweglichkeit wußte sich dieser tapfere Offizier gegen die protestantische Uebermacht mit Mühe, wenn auch nicht ohne Verluste — im Januar mußte er Magdeburg, im Mai Stade, die letzten katholischen Posten an der Elbe, preisgeben — zu behaupten. Wohl durfte er auch zeitweilig seine Hoffnung auf jene spanische Armee setzen, die dem Kaiser versprochen war (S. 524); allein wie von den spanischen Niederlanden seit Februar 1632 erst kleinere Abteilungen im Moselgebiet erschienen, dann, als Führer eines größeren Corps, Gonzalo de Corduba sein Hauptquartier in Trier aufschlug, um von da einerseits in der linksrheinischen Pfalz die zusammenbrechende spanische Herrschaft wieder aufzurichten, andererseits gegen Frankreich dem Herzog von Lothringen zu einer neuen Erhebung, dem Herzog von Orleans zu einem bewaffneten Einbruch die Hand zu bieten, sah sich dieses Hülfsheer doch alsbald wieder der von Metz-Toul-Berduin aus operierenden französischen Grenzarmee gegenüber und von ihr in allen größeren Unternehmungen gehemmt.

Die Hauptarmee der Liga, bei der noch ein Rest kaiserlicher Truppen unter Aldringen aushielt, hatte gleichzeitig in Oberdeutschland zu kämpfen. Als Tilly sie aus den Winterquartieren führte und nach Hinterlassung einer kleinen Abtheilung an der Donau am 29. Februar 1632 bis nach Amberg vorgegangen war, zählte sie 72 Compagnien zu Fuß und 60 zu Pferde, freilich nach Zahl und Schlagfertigkeit sehr verschieden von den früheren Ligaheeren. Aldringen schätzte

die Infanterie auf 12000 Mann; Horn erfuhr über 42 Reitercompagnien und 6 Fußregimenter, die ihm am 17. März gegenüberstanden, daß unter ersteren nur dreizehn vollzählig, die übrigen nicht über 50—60 Mann stark seien: unter den sechs Regimentern sei eines aus den Bauern des Landesaufgebots gebildet und die übrigen auch nicht „zum besten beschaffen“. Das stolze Siegesvertrauen, das die schwedischen Führer durchdrang, kehrte sich hier natürlich in sein Gegenteil um; vor allem Tilly hatte seit der Breitenfelder Niederlage die Zuversicht verloren; nur eines war dem alten Soldaten treu geblieben: die Bereitwilligkeit, seine Pflicht ohne Zagen und Bedenken zu erfüllen. Und so konnte es geschehen, daß er seinem überlegenen Gegner noch einmal die Richtung des Kriegszugs diktierte.

Als Gustav sich noch mit dem Plane trug, seinen Zug nach der Donau hin, und zwar zunächst durch die Pfalz und Württemberg, zu nehmen, erfuhr er plötzlich, daß sich Tilly mit seiner ganzen Armee gegen den Feldmarschall Horn gewandt habe. Am 2. Februar hatte letzterer sich der Bischofsstadt Bamberg bemächtigt und damit einen weiteren Schritt in der Richtung nach der Oberpfalz und dem von den Sachsen besetzten böhmischen Gebiete gethan. Vor jener Stadt erschien nun Tilly am 9. März und nötigte nach einem scharfen Gefecht das kleine Schwedenheer zum Rückzug nach Schweinfurt. Das war für Gustav Adolf der Anlaß zu einer der jähen Aenderungen seiner Pläne, wie sie so oft bei ihm vorkamen; statt nach Süden zog er am 15. März von Höchst aus in der Richtung nach Schweinfurt, nichts Geringeres hoffend, als Tilly zu einer neuen Entscheidungsschlacht zu nötigen. Indes wohlweislich ging dieser mit seiner zweifelhaften Armee ins Oberpfälzische zurück, gab aber dadurch die Entscheidung über den weiteren Gang der kriegerischen Bewegungen in die Hand seines Gegners. Glücklicher als Tilly, konnte dieser sich rasch verstärken. Wie er jetzt einen Teil von Horns Armee an sich zog, so hatte er auch schon von den norddeutschen Reserven den General Baner und den Herzog Wilhelm von Weimar mit einem Teil ihrer Streitkräfte zu sich beschieden, so daß einen Monat später seine Feldarmee ihren höchsten, durch Verluste, Besatzungen und Detaschierungen allerdings rasch wieder geminderten Stand von rund 19000 Mann zu Fuß und 16000 Mann zu Pferde erreichte. Mit solchen Streitkräften getraute er sich, seinem vorigen Plan gemäß und ohne weitere Rücksicht auf die feindliche Armee, die er links zur Seite ließ, den Marsch nach der Donau wieder aufzunehmen. Schon am 30. März langte seine Armee in Fürth, nahe den Toren des befreundeten Nürnbergs, an, und am 5. April stand sie vor Donauwörth.

In dem Geleit des Königs fand sich damals ein Mann, dessen Name eine neue Bedrohung seiner Gegner bedeutete: Friedrich V. von der Pfalz. Wie vor acht Jahren, so war er jetzt noch einmal, auf den Ruf von Gustav Adolfs Siegeszug nach dem Rhein, aus seinem holländischen Asyl aufgebrochen; den Feinden unerwartet, den Freunden erst kürzlich angemeldet, erschien er am 21. Februar 1632 in Frankfurt vor dem schwedischen König, arm an eigenen, sei es geistigen, sei es materiellen Mitteln, aber voll harmlosen Vertrauens, daß der Sieger ihn schleunigst in den Besitz der rheinischen Pfalz und der Kurwürde zurückzuführen habe. Gustav Adolf, der das Land den Spaniern, die sich vornehmlich

in Frankenthal, und den Baiern, die sich vor allem in Heidelberg hielten, noch gar nicht völlig entrissen hatte, der außerdem ein besonderes Interesse hatte, für die noch immer mögliche Verständigung mit Baiern und dessen französischem Schutzherrn die Kurpfalz als Unterpfand in der Hand zu behalten, brachte diesem Wunsche dennoch eine gewisse Bereitwilligkeit entgegen, in der Hoffnung, daß der englische König trotz seiner stetig fortgehenden inneren Bedrängnisse diese Bereitwilligkeit mit einer ausgiebigen Geld- und Truppenhilfe vergelten werde. Aber diese Hoffnung trog; und da stellte denn der König für des Pfalzgrafen Restitution Bedingungen auf, welche seine Regierung politisch, militärisch und finanziell in noch härtere Dienstbarkeit gebracht hätten, als die mecklenburgischen Herzöge. Friedrich nun zeigte darin wieder seinen fürstlichen Sinn, daß er die Forderungen ablehnte. Wie er aber zugleich, den Schein des Einvernehmens wählend, in Gustav Adolfs Umgebung bis zum September verharrte, und sein Schutzherr ihm äußerlich die Ehren nicht nur eines pfälzischen Kurfürsten, sondern auch eines böhmischen Königs erwies, diente er immerhin dazu, dem Kaiser wie dem bairischen Kurfürsten das Aeußerste, was ihnen Gustav Adolf zu bieten vermochte, vor Augen zu halten.

Wenden wir uns aber wieder zu dem Feldzug, auf dem sich jetzt der schwedische Eroberer den bairischen Landen näherte. Um dies Unternehmen zu durchkreuzen, hatte Kurfürst Maximilian bereits im Februar, als Tillys Zug gegen Bamberg im Werke war, die Mitwirkung Wallensteins in Anspruch genommen: er sollte das Ligaheer durch ein ansehnliches Hülfscorps verstärken und gleichzeitig mit seinen gesammelten Streitkräften gegen die in Böhmen stehenden Sachsen vorgehen; es sollten außerdem die spanischen Hülfstruppen rascher bei der Hand sein, um Gustav Adolfs Rheinarmee zu beschäftigen. Aber alle diese Hoffnungen schlugen, wie aus dem oben Erzählten hervorgeht, fehl. Und so blieb denn Tilly nichts übrig, als sich dem vordringenden Feind, vorsichtig folgend, an der Seite zu halten. Am 4. April erreichte er auf diese Weise bei Ingolstadt die Donau, einen Tag bevor sie Gustav Adolf 50 Kilometer höher bei Donauwörth erreichte. Wie ernst aber jetzt die Lage für das Haupt der Liga wurde, erkannte alle Welt, als plötzlich in der Nacht vom 4. zum 5. April Kurfürst Maximilian zu seinem Heere stieß. Er, dem nur wohl war in der Stille seines Arbeitszimmers, sah jetzt furchtbare Katastrophen für seine Sache und sein Land herankommen, und da trieb ihn sein Pflichtgefühl, die eigene Person ohne Rückhalt einzusetzen.

Das nächste, was er denn auch erlebte, war, daß Gustav Adolf am 7. April die Stadt Donauwörth nach eintägiger Beschießung einnahm und damit den Uebergang aufs rechte Donauufer gewann. Den Entsatz der Stadt zu wagen, schien unmöglich; aber noch hoffte Tilly, das bairische Gebiet verteidigen zu können, und zog zu dem Zweck seine Armee an den Lech, oberhalb des Städtchens Rain, um hier dem Feind den Uebergang zu wehren. Gerade damit bot er aber dem König, was dieser heiß ersehnte, nämlich die Gelegenheit zu einem neuen großen Waffengang.

Vertrauend auf die Ueberlegenheit seiner Streitkräfte, besonders seiner Artillerie, vermochte Gustav Adolf in der Nacht vom 14. zum 15. April auf

dem erhöhten linken Ufer seine Geschütze, angeblich 72, aufzupflanzen und unter dem Schutze des Dunkels und eines dichten Morgennebels mit der Arbeit des Brückenschlagens zu beginnen. Erst als das Werk schon weit gediehen war, kam eine kräftige Gegenwehr in Zug, und nun gab es einen heißen, vornehmlich mit Artillerie geführten Kampf. Als der Abend herankam, war die Brücke noch nicht fertig, aber anderes war geschehen, was den Sieg der Schweden entschied. Tilly und Aldringen waren, der erstere tödlich, der andere wenigstens bis zur Kampfunfähigkeit verwundet, und wie nun noch die Kunde kam, daß ein Teil der feindlichen Macht stromaufwärts gen Augsburg marschiere, und somit eine Umgehung drohe, glaubte Maximilian, seine Stellung nicht behaupten zu können; unter dem Schutze der Nacht führte er das Heer in der Richtung auf Ingolstadt zurück, und von da, nachdem er die Besatzung dieser seiner Hauptfestung verstärkt hatte, nach der zu den Schweden neigenden Reichsstadt Regensburg, die er zur Aufnahme einer bairischen Besatzung und eines bairischen Kommandanten nötigte. Selber nahm er dann in Stadthof bei Regensburg mit seinem Heer eine feste Stellung.

Die Absicht, die der Kurfürst hierbei verfolgte, war, sich an der Donau die Verbindung mit Wallenstein, wenn er endlich heranziehe oder starke Hülfe sende, frei zu halten; aber der Preis, den er dafür zahlte, war ein furchtbar hoher: er gab das Gebiet südlich von der Donau, und damit sein eigenes Land, dem erbarmungslosen Sieger preis. In diesen Stunden zeigte Maximilian, daß er bei aller Selbstsucht seiner territorialen Politik in dem Augenblick, da die gemeine Sache auf dem Spiel stand, doch auch sein eigenes Land zu opfern vermochte. Und rasch genug sollte er die Folgen seines Entschlusses erproben.

Gustav Adolf hatte seinen anfänglichen Plan, gegen Baiern und Oesterreich mit verwegener Offensive anzustürmen, zeitweilig verschoben; jetzt, nach dem Siege von Rain, nahm er ihn wieder auf, und als Vorbereitung der Ausführung griff er zunächst zwei Unternehmungen an: von Westen her wollte er sich der Stadt Augsburg versichern, von Norden her wollte er durch Eroberung von Ingolstadt und Regensburg die Herrschaft über die Donaulinie gewinnen. Unter den westlichen Nachbarn Baierns hatte Ulm, der Vorort der schwäbischen Städte, bereits am 23. Februar sein Bündnis mit Gustav Adolf geschlossen (S. 507), und noch früher, im Januar 1632, war in Württemberg die Erhebung gegen den Kaiser in Gang gekommen, beginnend mit der Rücknahme der der herzoglichen Regierung entzogenen Klöster und dem Abzug der einquartierten kaiserlichen Truppen. Nun galt es, die Stadt Augsburg zu gewinnen, in der eine bairische Besatzung hinter schlechten Befestigungswerken und unter einer feindseligen Bürgerschaft zaghafte dem Angriff entgegen sah. Vier Tage nach dem Gefechte bei Rain erschien denn auch der König vor der Stadt; am folgenden Tage, dem 20. April, erfolgte die Uebergabe und dann eine Reihe durchgreifender Anordnungen, durch welche hier wie anderwärts die kirchliche und politische Reaktion Ferdinands II. nicht nur aufgehoben, sondern in ihr Gegenteil verkehrt wurde: die Stadt erhielt statt des paritätischen ein ausschließlich protestantisches Regiment. Aber zugleich hatte auch gerade sie den unerbittlichen Sinn des Eroberers zu erproben. Nicht als verbündete, sondern als eroberte Stadt wurde sie behandelt; nicht als ihrem

Schutzherrn, wie die Ulmer, wurden Bürgerschaft und Rat dem König und der Krone Schweden vereidigt, sondern als „Untertanen ihrem natürlichen Herrn“. Es wiederholte sich der Vorgang, den man im Stift Würzburg erlebt hatte (S 508), freilich auch das Rätselhafte seiner Bedeutung. Er wolle, so erklärte Gustav Adolf, die Stadt ihrer Reichsunmittelbarkeit nicht berauben, er wollte vielmehr, wie es bald nachher, als bei der Neuwahl des kleinen Rats in dem Wahleid überall der Name des Kaisers durch den des Königs von Schweden ersetzt wurde, zutage kam, einfach an die Stelle des Kaisers, als bisherigen Herrn der Stadt, treten. Abermals wurde also eines jener weitausgehenden Herrschaftsverhältnisse gegründet, welche der schwedischen Macht bei einer künftigen Regelung der deutschen Dinge eine unüberwindliche Position verschaffen sollten.

Nicht lange weilte Gustav Adolf in Augsburg; bereits am 29. April erschien er, nachdem er nordwärts zurückgegangen war, am rechten Donauufer vor der gegenüberliegenden Festung Ingolstadt. Es war die Zeit, da Maximilian eben für die stärkere Besetzung Ingolstadts und Regensburgs gesorgt und seine Feldarmee unter dem Schutz der letzteren Festung gelagert hatte; es war einen Tag, bevor Tilly in Ingolstadt seinen bei Rain erhaltenen Wunden erlag. Sofort eröffnete Gustav Adolf den Angriff gegen die Stadt. Aber hier traf er, der schon so viele schlecht bewehrte Plätze eingenommen hatte, auf eine trefflich ausgebaute und tapfer verteidigte Festung, und nach viertägigen Versuchen sah er sich vor der Wahl, entweder abzuziehen, oder seine Armee in einer langwierigen Belagerung festzulegen. Er entschied sich für das erstere, womit denn die Donaulinie von Ingolstadt bis Regensburg, von Regensburg bis Passau für ihn geschlossen, und die bairische Armee in ihrer festen Stellung vor Regensburg unangefochten blieb.

Dieses Mißlingen bildet einen wichtigen Abschnitt in des großen Königs Eroberungszügen; man darf sagen, daß von jetzt ab eine gewisse Unsicherheit in seiner Kriegsführung eintrat, die bis zu seinem Untergang bei Lützen dauerte. Das Nächste, womit er rechnen mußte, war das endlich zu erwartende Heranrücken Wallensteins; und wie er nun die beiden Möglichkeiten vor sich sah, entweder daß Wallenstein südwärts dem bairischen Heere zuziehen, oder nordwärts sich auf Kurachsen werfen würde, so wechselten auch seine Gedanken zwischen den beiden Plänen, entweder den Offensivstoß auf bairischem Boden durchzuführen, oder dem unsicheren sächsischen Bundesgenossen zeitig zur Hilfe zu eilen. Zunächst gab er der ersteren Idee Raum: er schlug, indem er am 4. Mai aufbrach, den Weg über Landshut und Freising nach München ein. Da es ihm aber als zweifelhaft erschien, ob eine dauernde Festsetzung in Baiern jetzt noch möglich sein werde, hatte er schon am 23. April das furchtbare Wort niedergeschrieben, daß er das Land „zum wenigsten verderben“ wolle. Und darnach wurde jetzt gehandelt. Er, der sonst die scheußlichen Ausschreitungen der Soldaten, die er so wenig, wie andere Feldherrn, zu hindern vermochte, doch im Glauben an ein höheres Ziel des Krieges in Schranken zu halten suchte, ließ jetzt gegen die Dörfer und das platte Land die Raub-, Mord- und Zerstörungslust der Soldaten planmäßig los; während die Städte sich noch durch schwere Brandschakungen loskaufen durften, wurden Dörfer und Schlösser erbarmungslos verbrannt, ein meilen-

breiter Streifen von Verwüstung und Greueln bezeichnete den Weg, den die Schweden gezogen waren, und es war nur ein Eintreten in diese barbarische Kriegsführung, als Maximilian am 20. Mai seinen Unterthanen befahl, jeden Schweden, der ihnen in die Hände falle, totzuschlagen.

Nennenswerten Widerstand fand übrigens Gustav Adolf nicht, am wenigsten bei dem einst von Maximilian so eifrig gepflegten Landesaufgebot. Schon am 17. Mai konnte er in der mit einer Brandschatzung von 300 000 Reichsthalern belegten Hauptstadt seinen Einzug feiern. Und hier schlug er nun einen Hofhalt auf, welcher, die Unterbrechung eines Streifzugs nach Augsburg und Memmingen eingerechnet, bis zum 7. Juni dauerte. Aber da trat die längst erwartete Wendung ein, herbeigeführt durch den Ausbruch Wallensteins.

Endlich, im Monat Mai, war Wallenstein in Bewegung gekommen; seine Armee zählte 27 Regimenter Infanterie und etwa ebensoviele Kavallerieregimenter (244 Compagnien); die Kopfbahl der von ihm wirklich ins Feld geführten Truppen gab er auf 40 000 Mann an, eine Ziffer, die indes Arnim (31. Mai) auf etwa 30 000 ermäßigen zu können glaubte. Jedenfalls, sobald er jetzt zu ernsthaftem Angriff voranging, zeigte sich das sächsische Heer — Arnim berechnete es nach Abzug der Besatzungen auf rund 10 000 Mann — unfähig zum Widerstand. Am 25. Mai zog Wallenstein nach der Kapitulation der Besatzung in Prag ein, und bis zu Anfang des folgenden Monats war Arnim vor ihm nach Pirna auf sächsischen Boden gewichen; am 17. Juni sodann erschien Wallenstein in der von seinem Untergeneral Golt genommenen Stadt Eger und stand nun vor dem geöffneten Thore des fränkischen Kreises. Nicht erst diese Wendung nach Westen, sondern zunächst der Fall Prags und die Vermutung, daß Wallenstein geradeswegs in Sachsen einbrechen werde, war es nun, was Gustav Adolf von seinen bairisch-schwäbischen Operationen zurückführte und ihn alsbald mit dem jähen Wechsel seiner Gedanken, der ihm eigen war, einen neuen Kriegsplan entwerfen ließ. Die vornehmste Rolle nach seiner eigenen Person übertrug er dabei dem nach Charakter und militärischer Begabung gleich unzuverlässigen Herzog Wilhelm von Weimar: den ernannte er am 5. Juni zu seinem Generalleutnant und ließ ihn vier Tage darauf nach Thüringen abgehen mit dem Auftrage, dort seine Regimenter schleunigst wieder zu einer kriegsfähigen Armee zu ergänzen; er, der König selber, so sprach er mit ihm ab, wollte mit seinem Heer über Nürnberg folgen, um dann für die gegen Wallenstein und gegen Sachsen zu richtenden Bewegungen mit dem inzwischen reorganisierten Corps des Herzogs zusammenzustößen. Um aber gleichzeitig an den Grenzen Baierns seine Stellung zu behaupten und theils am westlichen Saume dieses Landes, theils in dem angrenzenden Schwaben die Unterwerfung des Gebietes bis zum Bodensee und der Tiroler Grenze weiter zu führen, ließ er dort mit einem Teil seiner Truppen den General Baner zurück und beschied ebendahin vom Rhein her den zum General der Infanterie ernannten Herzog Bernhard von Weimar. Deren Gegner waren die aus Söldnern und Bauern zusammengesetzten Streitkräfte, die theils von Maximilian bei seinem gleich zu erwähnenden Abzug zurückgelassen, theils von der vorderösterreichischen Regierung aufgebracht waren.

Aber wie Gustav Adolf auf dem wohlbekanntem Weg über Donauwörth

zurückzog und am 18. Juni in Fürth sein Quartier nahm, erfuhr er eine neue Enttäufchung. Wallenstein hatte sich nicht gegen Sachsen, sondern nach Eger gewandt, und der Kurfürst Maximilian war am 15. Juni zur Vereinigung mit Wallenstein aufgebrochen. Der Versuch Gustav Adolfs, ihm in letzter Stunde noch den Weg abzuschneiden, kam zu spät, und so strömten denn in den letzten Tagen des Juni die bairischen und kaiserlichen Heeresmassen von Weiden und von Eger her zusammen, um von da zu einer offensiven Bewegung sich aufzumachen: am 11. Juli standen sie in Schwabach, zwei Meilen südlich von Nürnberg. Soweit sie hier vereinigt waren, wurden sie — wohl stark nach oben abgerundet — auf 45 000 Mann angegeben,<sup>1)</sup> während Gustav Adolf seine eigene Armee nur auf 15 500 Köpfe bezifferte. Er fand sich also einer Uebermacht gegenüber, vor der er sich genötigt sah, in ein wohlverschanztes Lager an der Süd- und Westseite Nürnbergs zurückzuweichen.

In dieser so plötzlich geänderten Lage kam es ihm zunächst zu statten, daß sich alsbald zwischen Wallenstein und Maximilian ein Zwist erhob, ähnlich dem, der einst im böhmischen Krieg zwischen Maximilian und Buquoy ausgebrochen war (S. 100), aber mit dem Unterschied, daß er jetzt ungleich tiefer griff und unausgleichbar weiter wucherte bis zum Untergang Wallensteins. Es war der Gegensatz zwischen offensiver und defensiver Kriegführung. Maximilian, so wenig er sich als Meister der Kriegskunst im Einzelnen ausgab, hatte doch ein einfach starkes Gefühl dafür, daß man überlegene Kräfte dazu gebrauchen müsse, um auf den Feind loszugehen, in Wallenstein dagegen war die alte Vorliebe für das Hinhalten und Ermatten des Gegners nur noch gewachsen. So gab es denn einen fortgesetzten Streit, in welchem der kaiserliche Feldherr mit gewohnter Schroffheit seinen Willen durchsetzte. Von Schwabach eine Strecke an der Rednitz hinabgehend, ersah er bei Zirndorf, zwei Stunden westlich von Nürnberg, ein Plateau, das links vom Flusse etwa 25 Meter aus den Wiesen emporstieg und rückwärts durch Waldungen gedeckt war. Hier ließ er vom 17. Juli ab ein gewaltiges, festungsartig ausgebautes Lager errichten; es zog sich 6—7 Kilometer längs der Rednitz hin; am nördlichen Ende, wo eine 70 Meter hohe bewaldete Kuppe sich erhob, wurde ein vorgeschobenes Werk erbaut, das von steil abfallender Höhe auf die am rechten Ufer gelegene Ortschaft Fürth hinabschaute; die Hauptmasse der Armee — mit einer kleineren Abteilung wurde Holt nach Forchheim gelegt — fand in dieser Umwallung Aufnahme. Und nun begnügte sich Wallenstein, einen sechswöchentlichen kleinen Krieg der Streifparteien zu führen, in dem beide Teile durch Abschneidung der Zufuhr einander auszuhungern suchten; daneben aber sah er unbeweglich zu, wie Gustav Adolf sich nunmehr beeilte, das Mißverhältnis der Kräfte auszugleichen. Ungehindert konnte der König von Thüringen her den Herzog Wilhelm von Weimar, vom Rhein den Landgrafen Wilhelm und den Kanzler Drenstierna, von Schwaben und Baiern Baner und Bernhard von Weimar zu sich entbieten. Und wie nun alle diese

<sup>1)</sup> Diese bei Niezler (bairische Geschichte V S. 425/6) mitgeteilte Ziffer ist nicht Ergebnis einer Zählung, sondern einer Rechnung, bei der die 201 Compagnien zu Fuß zu je 150 Mann, die 239 Compagnien zu Pferd zu je 60 Mann angeschlagen sind. Für das Zirndorfer Lager rechnete Gustav Adolf nachher die Zahl von höchstens 22 000 Mann aus.

Abteilungen in Bewegung kamen, am 19. August bei Windsheim ihre Vereinigung vollzogen, dann am 23. den Marsch auf Nürnberg antraten, da wurde mit einemmale das Verhältnis umgekehrt: der König stand jetzt in starker Ueberlegenheit seinem Feinde gegenüber. Was aber, so mußte man fragen, hatte Wallenstein bei dieser seiner Unthätigkeit bezweckt? Vermuthlich rechnete er mit zwei Umständen: der Proviantnot, welche dem König das Zusammenhalten der vermehrten Truppenmassen nicht gestattete, und dem Temperament seines Gegners, das diesen, wie vor vier Monaten zu dem gewagten Uebergang über den Lech, so jetzt zu dem noch gewagteren Ansturm auf das feindliche Lager treiben werde. Und diese Rechnung war allerdings richtig.

Am 31. August vollzog Gustav vor der dem Fluß zugekehrten Ostfront des Wallensteinschen Lagers seine Vereinigung mit dem zugezogenen Hülfsheer; und da wollte er auch keine Stunde mehr mit dem Beginn des Angriffs verlieren. Noch an demselben Tag eröffnete er den Kampf, der nun mit steigender Hitze vier Tage lang, bis zum Vormittag des 4. September, geführt wurde und seinen Höhepunkt erreichte, als am 3. September gegen die schwierigste Stellung, die aber zugleich den Schlüssel zu dem ganzen Lager abgab, nämlich jene gegen Norden vorgeschobene Bergkuppe, die sogenannte alte Feste, der Sturm gewagt wurde. Es war ein zehnstündiges Ringen, in dem alle Waffen eingesetzt wurden: die Artillerie, die sich diesmal aufseiten der Kaiserlichen am wirksamsten erwies, die Infanterie, deren Massen vielfach, besonders an der alten Feste, Brust an Brust rangen, die Kavallerie, von der besonders die leichten Reiter aus dem Lager Ausfälle machten und die Angreifer in Verwirrung brachten. Als die Dunkelheit hereinbrach, hatten die Schweden keine Position gewonnen mit Ausnahme einer rückwärts von der alten Feste gelegenen Höhe, die Herzog Bernhard erstürmte, die er aber, da man kein Geschütz heraufzubringen vermochte, nicht benutzen konnte und am Vormittag des folgenden Tages räumen mußte. An diesem Vormittag führte denn auch der König sein Heer zurück, in ein Lager, das er an der Nordseite von Fürth aufschlug. Seine stolze Hoffnung, durch einen großen Schlag die Macht des Kaisers und der Baiern zugleich zu brechen und damit das deutsche Reich zu seinen Füßen zu sehen, war vereitelt. Was aber sollte nun geschehen?

Im Lager Wallensteins erhob sich als erste Folge des Sieges abermals der Streit zwischen Maximilian, der auf tapferes Nachsetzen gegen den Feind drang, und Wallenstein, der, in seine Unbeweglichkeit zurücksinkend, das Selbstgefühl des Fürsten durch offenen Hohn zu reizen wagte. Auf dem Heere Gustav Adolfs aber lasteten jetzt mit verdoppelter Wucht die alten und die neuen Uebel: der bis zur Hungersnot gesteigerte Proviantmangel, die Seuchen, die seit vielen Wochen schon ausgebrochen waren, die Entmutigung, die aus dem fehlgeschlagenen Unternehmen und den dabei erlittenen schweren Verlusten hervorging. Am greifbarsten erkannte man die Folgen aller Mißgeschicke an dem erschreckenden Rückgang der Mannschaften. Von der Kavallerie behauptete Gustav Adolf, daß sie von 16000 Mann auf 4000 Mann zurückgegangen sei, allerdings ein Rückgang, der sich durch Sammlung der wegen Brot- und Futtermangel Verlaufenen ermäßigen ließ; aber auch als diese Sammlung vollzogen war, zählte der bestgeordnete Teil des



Heeres, der als die eigentlich „königliche Armee“ von Gustav Adolf selber geführt wurde, in 120 Fußcompagnien nur 6854 Mann, also auf die Compagnie statt 150 nur 57 Mann. Es war überhaupt die Zeit gekommen, da in den schwedischen Armeen, unter unausgesetzten Werbungen, die Zahl der Regimenter und Compagnien, und damit die Masse der zu unterhaltenden Offiziere, sowie der entseßliche Druck der Musterplätze ins Maßlose wuchs, die Mannschaften aber nur Bruchtheile, oft geradezu nichtsagende Fragmente des angeblichen Truppenkörpers abgaben. In den katholischen Heeren war es nicht viel anders. Wie die königliche Armee unter den Schweden, so wies hier das von Wallenstein unmittelbar geführte Heer die verhältnismäßig vollzähligsten Truppenkörper auf; aber auch sie waren schwer geschwächt, und vollends zerrüttet waren diejenigen Abteilungen, die in ausgesetzte Stellungen vorgeschoben waren.

Trotz dieser Bedrängnisse hielt Gustav Adolf noch vierzehn Tage in seiner Stellung hart vor dem Lager des Gegners aus. Es war ein Glück, meinte der damals bei ihm weilende brandenburgische Oberst Burgsdorf, daß der Feind keine Schlacht liefern wollte. Am Ende mußte jedoch der König der unerträglich gewordenen Not weichen: am 18. September zog er westwärts ab, um bei Windsheim in reicherer Gegend und näher den Quellen seiner Kraft, eine beobachtende Stellung einzunehmen. Hierauf, nachdem er noch fünf Tage das Feld behauptet hatte, brach auch Wallenstein auf, und zwar diesmal in der Richtung, die Gustav Adolf zu Anfang des Monats Juni vermutet hatte, nämlich gegen Kursachsen. Hatte er diesen Kurfürsten durch gütliche Unterhandlung und Schonung seines Landes und Heeres bisher vergeblich zu dem Separatfrieden mit dem Kaiser zu bringen gesucht, so sollte jetzt sein Starrsinn durch Gewalt gebeugt werden. In diesem Sinne war bereits in der zweiten Hälfte des August der nach Forchheim detaillierte Generalwachtmeister Holt angewiesen, mit seiner kleinen Truppenabteilung über Hof nach dem Meißener Land zu marschieren, nicht ohne einen weiteren Auftrag, der dem von Gustav Adolf gegen Baiern erteilten entsprach, nämlich das Land zu ruinieren. Nunmehr trat auch Wallenstein mit der Hauptarmee denselben Weg an. Anfangs begleitete ihn Maximilian; dann aber, als man schon Coburg erreicht hatte, war es eine neue Wendung in Gustav Adolfs Bewegungen, welche den Kurfürsten nebst einem ihm beigegebenen kaiserlichen Corps unter Aldringen zur Rückkehr in sein Land veranlaßte (13. Oktober).

Der schwedische König, statt, wie man erwartete, sich zur Rettung Sachsens an die Spuren Wallensteins zu heften, hatte sich mit einemmale von Erwägungen anderer Art leiten lassen. Er hielt die kaiserlich-bairische Armee für schwächer, als sie war, und vollends durch die letzten Kämpfe für so zerrüttet, daß die Sachsen sich selber gegen sie würden verteidigen können. Unwiderstehlich erfaßte ihn darüber der alte Gedanke, seine beiden Hauptfeinde in Baiern und Oesterreich heimzusuchen; und so schritt er frischweg zu einer neuen Verteilung seiner Streitkräfte: den Landgrafen von Hessen ließ er mit seiner auf etwa 2500 Mann zurückgegangenen Abteilung nach Hause ziehen, Drensterna blieb mit rund 4400 Mann zum Schutz Nürnbergs zurück, der Herzog Bernhard von Weimar, als Vertreter seines erkrankten Bruders Wilhelm, hatte nach Schweinfurt zu ziehen, um von

dort nach dem Maingebiet, nach Hessen, vor allem aber nach Sachsen hin den Bewegungen des Feindes entgegenzutreten; er, der König, selber aber schlug mit einer anfangs nur reichlich 11000 Mann betragenden Armee wieder den alten Weg nach Donaumörth ein. Am 5. Oktober überschritt er dort den Strom und drang nun auf beiden Ufern des Lech vor, um fürs erste auf der Grenzscheide zwischen Baiern und Schwaben die Unterwerfung des Landes bis zum Bodensee wieder aufzunehmen. Aber noch fand er sich in den Anfängen dieser Operationen, als ihn die Nachrichten ereilten, daß Wallenstein unaufgehalten die Straße nach Sachsen hinabziehe, daß Pappenheim in Westfalen und Niedersachsen Meister im Felde und auf dem Wege zu Wallenstein sei, daß unter seinen in Norddeutschland stehenden Generalen Zwist und Ratlosigkeit herrsche. Da erfaßte ihn, wie so oft in solchen Lagen, der Drang, unverweilt dorthin zu eilen, wo die unvorhergesehenen Gefahren aufgetaucht waren. Am 15. Oktober war er bereits zurückgegangen nach Neuburg an der Donau; am 18. wollte er von dort aufbrechen zur Rettung Sachsens, und Erfurt, als nächstes Ziel seines Marsches, sollte der Ort sein, wo die zerstreuten Teile seiner Streitkräfte sich zusammenzufinden hatten. Damit aber inzwischen auch in Baiern der Krieg nicht ruhe, ließ er hier den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld mit einer Abteilung seiner Truppen zurück.

Gustav Adolf, wie er sich nun zu den neuen Kämpfen im Norden aufmachte, zählte erst 37 Jahre. Die ungeheuren Umwälzungen, die er in Gang gebracht hatte, schienen seine machtvolle Leitung noch auf lange Jahre zu erfordern. Aber wie er es bei seinem Abschied von Schweden bereits vorahnend ausgesprochen hatte, diese Zeit war ihm nicht gewährt, und der Gang, den er jetzt antrat, war der letzte. Vergewärtigen wir uns, bevor wir ihm dabei folgen, noch einmal seine gesamte Lage, den damaligen Stand des Krieges auf den verschiedenen Schauplätzen, den Fortgang der politischen Verhandlungen und die Pläne und Ausichten der Zukunft.

Zu Anfang des Jahres, als Gustav Adolf sich nach dem Innern des Reiches wandte, waren seine Festsetzungen in den westlichen Grenzländern noch durch zwei feindliche Armeen stark bedroht, eine spanische unter Gonzalo de Corduba und die kaiserlich-ligistische unter Pappenheim (S. 531). Beide erfuhren jedoch im Sommer eine unerwartete Ablenkung. Wie im Jahre 1629 gegen Herzogenbusch (S. 418 fg., 439), so hatten im Jahre 1632 die Generalstaaten einmal wieder ihre Kräfte zu einem großen Unternehmen zusammengefaßt: es ging unter Prinz Friedrich Heinrichs Führung gegen die limburgischen Maasstädte, vor allem die vornehmste derselben, die Stadt Maastricht. Am 10. Juni wurde deren Belagerung begonnen, und am 22. August errang der Oranier den zweiten großen Triumph seiner Kriegführung, indem die Stadt sich ihm ergab. Die hartnäckigen Kämpfe, welche diese Belagerung begleiteten, hatten nun für Deutschland gleich die erste Folge, daß Corduba bereits im Juni zu dem spanischen Entsatzheer abgehen mußte; dann aber war es Pappenheim selber, an den die Brüsseler Regierung mit dem Ansinnen um einen ähnlichen Zuzug, wie er ja auch vor drei Jahren für Herzogenbusch geleistet war, herantrat. Kurfürst Maximilian wollte von diesem Eingreifen in den niederländischen Krieg, wie immer, nichts wissen; aber auch

in Pappenheim steckte etwas von dem Eigenwillen und Eigennutz eines Mansfeld und Wallenstein, und diesmal konnte er sich um so leichter entschuldigen, da sein Kriegsherr ihn fast völlig ohne Geld ließ, die spanische Regierung ihm aber eine ansehnliche Zahlung anbot. So unternahm er denn Anfang August einen abenteuerlichen Zug aus dem Paderbornischen nach Maastricht, freilich nur, um an den letzten zehn Tagen des vergeblichen Ringens sich zu beteiligen. Im September kehrte er dann auf den zu ungelegener Zeit verlassenen westfälischen und niederfächsischen Kriegsschauplatz zurück, wo die drei kleinen Heere von Herzog Georg, Baudissin und Landgraf Wilhelm, wenn vereinigt, ihm weit überlegen gewesen wären. Glücklicherweise konnte er ihre Trennung und die Zwietracht der Führer mit der ihm eigenen Kühnheit und Schnelligkeit seiner Bewegungen benutzen und ihnen allen empfindliche Schlappen beibringen. Es gelang ihm dabei, Wolfenbüttel zu entsetzen (5. Oktober) und das verlorene Hildesheim wieder zu erobern (10. Oktober). Dann aber mußte er, den seit August an ihn gerichteten Befehlen Baierns, Wallensteins, des Kaisers endlich gehorchend, mit zehn, natürlich höchst defekten Regimentern, fünf zu Fuß und fünf zu Pferde, den Marsch nach Sachsen antreten, um Wallenstein die Hand zu bieten.

Wie er jetzt dem Generalwachtmeister Gronsfeld mit dem übrigen Teil der Truppen die weitere Kriegführung in Westfalen überließ, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß seine glänzenden Unternehmungen im Grunde nur eine mühsame Verteidigung gegen überlegene Kräfte gewesen waren. Trotz seiner Anstrengungen waren die katholischen Streitkräfte, wie anfangs auf die Elbe, so jetzt in der Hauptsache auf die Weserlinie zurückgedrängt. Die einzigen wirklich bedeutenden Plätze, die jenseits derselben behauptet wurden, waren Wolfenbüttel und Hildesheim, letzteres zugleich der Sitz des einzigen östlich von der Weser behaupteten katholischen Bistums.

Größer jedoch waren die Triumphe der protestantischen Streitkräfte am Oberrhein. Zur Uebernahme des Kommandos in diesen Gegenden hatte Gustav Adolf um die Zeit, da er von München aufbrach, den Feldmarschall Gustav Horn abgeordnet, den Mann, der nach Unternehmungslust und Thatkraft dem königlichen Feldherrn wohl am nächsten stand. Im August warf sich der, indem er Heidelberg und Philippsburg umging, ins Badische und in die Ortenau und unterwarf hier in raschem Siegeslauf das Land bis Offenburg und bis ins Kinzigthal; dann erschien er im Elsaß: am 7. November nahm er nach längerer Belagerung das starke Bensfelden, am 12. Dezember Schlettstadt. Hagenau nötigte er hierauf zur Aufnahme einer Besatzung, Colmar fesselte er durch einen Vertrag an die schwedische Sache, und dann stand er vor der weiteren Aufgabe, die vorderösterreichische Herrschaft im Oberelsaß und Breisgau zu stürzen und darnach etwa mit den benachbarten protestantischen Kantonen der Schweiz die von Gustav Adolf längst erstrebte Verbindung zu schließen.

Bei diesem Zusammenbruch der katholischen Waffenmacht im Westen wollten auch die Franzosen sich mit den in Ehrenbreitstein und Trier erhaschten Vorteilen (S. 521) nicht begnügen: ihnen galt es, dem Herzog von Lothringen, der im Gefolge des spanischen Heeres unter Corduba eine neue Erhebung geplant hatte, den Fuß noch fester auf den Nacken zu setzen. Da mußte denn wiederum,

jobald der Schrecken der spanischen Armee sich verzog, König Ludwig persönlich, und mit ihm ein französisches Heer in Lothringen erscheinen; und wiederum mußte da der schutzlose Karl IV. sich zu einem den Januarvertrag ergänzenden Abkommen (Rivordun, 26. Juni) verstehen, kraft dessen er zu Marsal noch die Festungen Stenai und Jamets den königlichen Besatzungen auf vier Jahre einräumen und dem König seine Unterstützung für jeden Krieg ohne Ausnahme zusagen mußte.

Fast noch überraschender, als diese Niederlagen des Kaisers und seiner Verbündeten im Westen, war ein gleichzeitiger Triumph seiner Feinde im Osten. Es war wieder der vielgewandte Arnim, der in der Zeit, da Wallenstein statt gegen Sachsen gegen Nürnberg marschierte, mit dem Plan eines unversehehenen Angriffs gegen Schlesiens hervortrat. Der ängstliche Kurfürst von Sachsen war anfangs voll Bedenken, aber schließlich wurde ihm die Zustimmung durch die Erwägung erleichtert, daß man dadurch ein von Schweden fast unabhängiges Operationsgebiet gewann; auch konnte er rechnen, daß die Verteidigungsanstalten in Schlesiens nicht viel besser, und die Treue der Herzöge von Liegnitz und Brieg, sowie des Magistrates von Breslau noch zweifelhafter sein würden, als im Jahre 1626. So marschierte denn Arnim gegen Ende des Monats Juli aus, und bald zeigte sich's, daß auch die kühnsten Hoffnungen nicht zu kühn waren. Gleich die ersten Tage des Einbruchs waren durch die Einnahme von Sagan und Großglogau (3. und 6. August) bezeichnet, und wie dann gegen Ende des August von Brandenburg her noch eine Abteilung brandenburgischer und schwedischer Truppen zuzog, wurde der Siegeszug vollends unaufhaltsam. Nicht alle Plätze, die gewonnen wurden, konnten freilich behauptet werden, aber gewonnen und behauptet wurde auf der linken Seite der Oder das Land bis an die Grenzen der Fürstentümer Münsterberg und Neisse, am rechten bis über die Stadt Oppeln hinaus.

Wenn Gustav Adolf all diese Fortschritte seiner Waffen übersah, durfte er sich sagen, daß dieselben durch den Stoß der Wallensteinschen Armee gegen Sachsen wohl zeitweilig gehemmt waren, aber doch die Aussicht auf die Ueberwältigung des gesamten deutschen Reiches offen hielten. Und darnach richtete er nun auch seinen neuen politischen Feldzug ein. In den Bundesgenossenschaften, die er bisher in Deutschland errungen hatte, trat ihm ein durchgehender Unterschied zwischen dem Norden und dem Süden entgegen: dort waren Fürsten und Städte von dem Bewußtsein ihrer geschlossenen Macht erfüllt und eifersüchtig auf ihre Selbständigkeit; hier gab es eine bunte Masse von Reichsständen, in der jeder für sich wenig bedeutete, und die dem fremden Herrscher, der Schutz gegen Oesterreich und Baiern gewährte, ohne Rückhalt sich hingab. Diese Masse war es darum, vor der jetzt Gustav Adolf die Methode der Einzelbündnisse aufgab; er wollte mit ihr den Anfang einer die Gesamtheit umspannenden bundesgenössischen Organisation machen, natürlich mit dem Vorbehalt, das hier Begonnene hinterher über das gesamte Reich zu erweitern. Zugrunde legte er dabei, wie er es schon ein Jahr früher in Niedersachsen versucht hatte (S. 506), die Kreisverfassung. Thatsächlich fühlte er sich ja schon als Meister im kur- und oerrheinischen, im schwäbischen und fränkischen Kreis: in ersterem lag die Ver-

waltung von Mainz und Pfalz in seiner Hand, der Trierer Kurfürst war kraft seiner Neutralität ausgeschaltet, nur der Kölner harrte noch im Kriege gegen Schweden aus; im oberrheinischen Kreis waren ihm ergeben Hessen-Kassel, die pfälzischen Nebenlinien von Zweibrücken, Beldenz und Birkenfeld, alle führenden Reichsstädte (Frankfurt, Speier, Worms, Straßburg) nebst den Wetterauer Grafen; im fränkischen Kreis stand das Stift Würzburg unter seiner, das Deutschordensland Mergentheim unter seines Feldmarschalls Horn Verwaltung, zu ihm hielten die Markgrafen von Ansbach und Kulmbach, die fränkischen Grafen, die Reichsstadt Nürnberg, nebst den vier kleinen fränkischen Reichsstädten; in Schwaben folgten ihm Württemberg und Baden-Durlach, die Grafen von Dettingen, fast alle angeseheneren Reichsstädte, voran Ulm, Augsburg, Schwäbisch-Hall. Der Gedanke des Königs war nun, diese Mehrheiten als Vertreter ihrer Kreise und die vier Kreise als ein einheitlich zu organisierendes Gebiet zu behandeln.

Zu dem Zwecke ernannte er am 3. November den Kanzler Orenstierna zu seinem Vertreter in den genannten Kreisen: er sollte als solcher „den Krieg dirigieren“ und die Stände in des Königs „Devotion halten“; vor allem sollte er einen gemeinen Kreistag nach Ulm berufen — was am 11. November auf den Termin des 12. Dezember geschah — und mit den Versammelten den Krieg gegen den Kaiser und seine Anhänger in eine feste Form bringen. Diese Form sollte bestehen einmal in einem Bündnis der Kreise unter sich und mit dem König zur Durchführung des Kriegs, sodann in der aufgrund der Kreisverfassung anzuordnenden Aufstellung und Unterhaltung von vier Armeen. Es war ein Vorschlag, der einerseits freilich im Vergleich mit den Einzelbündnissen ein Zurückweichen von den den Fortbestand des Reichs bedrohenden Unterjochungstendenzen bezeichnete; denn es fehlte die Bestimmung über die ewige Dauer des Bündnisses, und der Anschluß an die Kreisverfassung enthielt die Anerkennung des fortbestehenden Reichsverbandes. Aber andererseits, ob eben dieser Fortbestand möglich war, mußte gegenüber den weiteren Forderungen des Königs doch wieder zweifelhaft erscheinen. Der Kreisverfassung gemäß wurde die Aufgabe der vier Armeen als Kreisdefension bestimmt: zugleich jedoch wurde ihnen angeschlossen, den Krieg offensiv in des Feindes Land zu tragen. Verfassungsmäßig hätte jeder Kreis den Führer seiner Armee nebst dem Kriegsrat der „Zugeordneten“ selber erwählen müssen: der König jedoch nahm die Ernennung der Generale, die unter Orenstiernas Oberleitung den Krieg zu führen hatten, für sich selber in Anspruch und bestimmte alsbald zur Führung der Armee im Rheingebiet den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, im Elsaß den Feldmarschall Horn, in Schwaben den General Baner, in Franken bis auf weiteres den Grafen Kraft von Hohenlohe. Die alte Forderung des „absoluten Direktoriums“ leuchtete hieraus klar hervor. Und nun gar der letzte Vorschlag: die Stände sollten den Kaiser wegen Bruchs der Kapitulation für abgesetzt erklären! Es war nicht möglich, diesen Schritt ernsthaft zu fordern, ohne sich die im Feuer des Kriegs unabwiesbare Folge desselben zu vergegenwärtigen, nämlich die weitere Forderung der protestantischen Stände, daß das Kaisertum auf einen Mann ihres Bekenntnisses übertragen werde. Wer sollte

dann ihr Kandidat sein? Gustav Adolf hütete sich, diese Frage vorzeitig anzurühren. Er hatte aber früher, im April 1630, im Hinblick auf das Bevorstehen einer polnischen Königswahl den Wunsch geäußert, daß seine Kandidatur in die dortigen Wahlverhandlungen hineingeworfen werde; er hatte ferner im vergangenen Oktober auf die Kunde von Arnims Fortschritten in Schlessien einem vertrauten Agenten den Auftrag erteilt, bei den schlesischen Ständen seine Annahme als Haupt ihres Verbandes, womöglich geradezu als Landesfürst, zu betreiben. Wäre es bei dieser Art, jeden Kampfespreis zu ergreifen, anders als folgerichtig gewesen, wenn er zur gelegenen Stunde auch seine Hand nach der deutschen Kaiserkrone ausgestreckt hätte?

Allein die Tage des gewaltigen Eroberers waren gezählt. Wallenstein, dem er auf dem Fuße folgte, war am 27. Oktober in Altenburg angelangt und hatte hier Holf, sowie den ihm nachgeschickten Gallas wieder an sich gezogen, nachdem beide die Städte Chemnitz, Zwickau und Freiberg besetzt und gebrandschatzt und den Schrecken ihrer raubenden und mordenden Scharen bis nach Meissen getragen hatten. Von Altenburg zog der kaiserliche Feldherr nach Leipzig, das sich mitsamt der Pleißenburg bis zum 2. November ergeben mußte; dann nahm er seinen Zug bis auf Torgau, um sich hier der Brücke nach dem rechten Elbufer zu versichern. Da jedoch stieß er zuerst auf die Gegenanstalten des Feindes. Herzog Georg von Lüneburg war auf die Hülfserufe Kursachsens mit etwa 2000 Reitern herbeigeeilt und stand nun, nachdem er sich mit drei sächsischen Kavallerieregimentern unter Hofkirchen vereint hatte, bereit, den wichtigen Stromübergang zu verteidigen. Vor dieser Macht, da außerdem die Nachricht eintraf, daß der sehnlichst erwartete Pappenheim endlich heranziehe, wich Wallenstein zurück, überschritt am 6. November bei Eilenburg die Mulde und traf dann mit Pappenheim in Leipzig zusammen. Seine Absicht war jetzt, die vereinten Streitkräfte westwärts nach der Saale zu schieben. Aber wie seine Truppen am 8. November Weisensfels erreicht hatten und von da aus Naumburg zu besetzen versuchten, stießen sie zum zweitenmal auf den Feind, und zwar diesmal auf den König selber.

Bei seinem Anzug von der Donau nach Thüringen hatte Gustav Adolf in Nürnberg einen Teil seiner dortigen Besatzung unter dem Generalmajor Rnyphausen an sich gezogen, dann in Arnstadt am 2. November seine Verbindung mit Herzog Bernhard vollführt und einige Tage später vom Landgrafen Wilhelm einige Hülfstruppen erhalten. Seine weitere Hoffnung, die jedoch bei der Entscheidungsschlacht von Lützen noch nicht erfüllt war, stand auf den Zuzug Arnims und des Herzogs Georg; immerhin verfügte er über eine Feldarmee, die sich auf 23—24000 Kampffähige belief. Die Armee Wallensteins war anfangs bedeutend überlegen; aber dieser Vorteil wurde zum mindesten sehr reduziert, da auf die Kunde von dem Heranrücken Arnims ein ansehnliches Corps unter Gallas abgezweigt wurde, um ihm den Weg sowohl gegen die kaiserliche Hauptarmee, wie gegen Böhmen zu verlegen.

Von Arnstadt nahm die schwedische Armee ihren Weg auf Erfurt und wandte sich dann nach der Saale. Die Spitze führend, kam der Oberst Brandenstein am 8. November den Kaiserlichen mit der Besatzung Naumburgs zuvor,

und hier war es, wo dann auch Gustav Adolf seine Armee in einem verschanzten Lager konzentrierte. Das Gleiche that eine Strecke flussabwärts, bei Weißenfels, Wallenstein, und so standen die beiden Gegner wiederum, wie vor einigen Monaten bei Nürnberg, noch keine zwei Meilen von einander getrennt, sich gegenüber. In dieser erwartungsvollen Lage faßte nun aber Wallenstein einen Entschluß, den man bis auf genauere Erkenntnis seiner Berechnungen und Motive wohl als unbegreiflich bezeichnen muß. Wie es in seiner Kriegsführung Grundsatz war, daß die Erholung der Armee in zeitig bezogenen Winterquartieren ein Erfordernis sei, das keine Ausnahme gestatte, so traf er im Angesicht der schlagfertigen Armee und ihres schlachtenbegierigen Führers die Vorbereitungen zur Beziehung der Winterquartiere. Unterschätzte er die Stärke des Feindes, oder hatte er aus den zwischen den beiderseitigen Heeren unternommenen Manövern die Meinung geschöpft, daß Gustav Adolf nicht schlagen wolle, oder rechnete er mit der Möglichkeit, die auseinander gelegten Truppen im Falle eines Angriffs zeitig zusammenführen zu können? — genug, am 14. November ließ er Pappenheim mit fünf oder sechs Regimentern zu Fuß und einigen zu Pferde zur Besetzung Halles abgehen, um von da, wie nachher Gallas dem Kaiser berichtete, „den Paß in die Stifter“ zu öffnen, d. h. in die von Schweden nur schwach besetzten Fürstentümer Magdeburg und Halberstadt mit ihren dem kaiserlichen Feldherrn so wohlbekannten Quartieren; selber marschierte er südwärts auf Lützen, um die Verteilung der Hauptmasse seiner Armee in Altenburg und dem linkselbischen Sachsen vorzunehmen.

Wenn aber Wallenstein bei diesen Bewegungen auf die Unentschlossenheit seines Gegners gerechnet hatte, so sollte ihm rasch das Gegenteil kund werden. Als er am 15. November in Lützen war, hörte er, daß sich Gustav Adolf auf dasselbe Ziel in Marsch gesetzt habe, um ihn im freien Felde, und nachdem er durch die Ausjagung Pappenheims sich geschwächt hatte, zur Schlacht zu nötigen. Hals über Kopf sandte er jetzt an Pappenheim den Befehl zur Rückkehr, aber als der Abend anbrach, waren die beiden Heere einander schon so nahe, daß nur die Nacht zur Vorbereitung des großen Waffenganges noch übrig blieb. Es war ein Glück für die Kaiserlichen, daß am folgenden Morgen ein dicker Nebel die Verschiebung des Angriffes bis gegen 10 Uhr nötig machte; denn hierdurch gewann Pappenheim Zeit, wenigstens mit seiner Reiterei einzutreffen und in die beginnende Schlacht einzugreifen. Wie nun am Vormittag des 16. Novembers die beiden Heere schlagfertig gegen einander aufzogen, das kaiserliche im Norden, das schwedische im Süden, war die Aufstellung der Schweden ähnlich wie bei Breitenfeld: je 4 Brigaden Infanterie das erste und zweite Treffen des Zentrums bildend, die Reiterei mit Musketiern untermischt und in zwei Treffen geordnet, auf beiden Flügeln. Wallenstein hatte ebenso, wie damals Tilly, seine Infanterie in 4 Bataillonen, welche die Ecken eines mit der Spitze gegen den Feind verschobenen Quadrates bildeten, aufgestellt, rechts und links von ihnen aber die Reiterei in zwei Treffen geordnet. Die rechte Seite seines Heeres war gedeckt durch Lützen, die linke durch einen Nebenarm des Flüsschens Perse, den sogenannten Flossgraben. Vor seiner Front lief die Landstraße nach Leipzig; hier hatte er auf beiden Seiten einen Schützengraben ausheben lassen, aus dem die Muske-

tiere zugleich mit der vor der Front aufgestellten Artillerie den herankommenden Feind mit verheerendem Feuer zu empfangen hatten. Denn herankommen sollte der Feind, um ähnlich wie vor dem Zirndorfer Lager, vor einer festungsartigen Stellung zu zerschellen. In der That fiel denn auch der Angriff — anders als bei Breitenfeld — den Schweden zu, und so kraftvoll gestaltete sich die Abwehr, daß diese Schlacht die erbittertste und hartnäckigste wurde, die man in diesem Kriege noch erlebt hatte. Etwa acht Stunden, bis zum Einbruch voller Dunkelheit, dauerte das Ringen. Während auf dem rechten Flügel der Kaiserlichen, dem linken der Schweden, den Herzog Bernhard führte, keine durchgreifende Entscheidung erfolgte, war der rechte Flügel der Schweden und die Infanterie des Zentrums der Schauplatz stürmischer Wechselfälle und ergreifender Katastrophen. Persönlich führte hier Gustav Adolf die Reiterei nebst den Infanteriebrigaden des Vordertreffens zum Angriff gegen die entsprechenden feindlichen Streitkräfte vor; und wie bei dem nun entbrennenden Kampfe Pappenheim mit seinen wohl am äußersten linken Flügel der Kaiserlichen stehenden Reiterregimentern eine Attaque unternahm, wurde er mitten im Gewühl von einer Kugel tödlich getroffen. Die Folge war Verwirrung und Flucht der Pappenheim'schen Regimentern, denen sich die nächststehenden Kroaten angeschlossen. Aber diese Niederlage wurde in doppeltem Sinne wett gemacht: die kaiserliche Infanterie, flankiert von einigen Kavallerieregimentern, an deren Spitze Piccolomini und Götz sich vor allen hervorthaten, warf nach zeitweiligem Weichen das Vordertreffen des feindlichen Zentrums unter schweren Verlusten zurück, und dann, in dem Gewirre dieser Kämpfe, traf den großen König dasselbe Geschick, wie seinen Gegner Pappenheim. Von jeher war das Ungezügelm, mit dem er, wie ein Regimentsführer, in das Handgemenge eingriff, der Schrecken seiner Getreuen gewesen, diesmal sollte ihre Sorge sich erfüllen: er hatte sich an der Spitze eines seiner Reiterregimentern gesetzt; da wurde er im Kampf mit feindlichen Kürassieren durch drei Schüsse niedergestreckt.

Wie weiter unter dem noch erbitterter fortgehenden Kampfe die Massen sich verwickelten, und die Truppenteile sich verschoben, ist im einzelnen unaufgeklärt. Als die Helden des Tages erscheinen auf schwedischer Seite der junge Herzog Bernhard von Weimar, der als Vertreter seines Bruders Wilhelm, des Generalleutnants des gefallenen Königs, die Führung der Armee übernahm und sie mit fester Hand zusammenhielt, ferner der Generalmajor Knyphausen, der als Führer des zweiten Treffens der schwedischen Infanterie das erschütterte Zentrum wieder zum Stehen brachte. Die Gesamtlage gestaltete sich bis zu der Stunde, da die Sonne sich zum Untergang neigte, dahin, daß die schwedische Reiterei auf beiden Flügeln ihre Gegner zum Teil geworfen hatte, die Infanteriemassen aber gleichsam Stirn an Stirn einander gegenüberstanden. In diesem Augenblick trafen die fünf oder sechs Infanterieregimentern, die Pappenheim nach Halle geführt hatte, ein. Aber wie ihre Offiziere verlangten, gegen den Feind geführt zu werden, hatte Wallenstein bereits einen anderen Entschluß gefaßt: er sah seine Truppen, deren Verluste an Toten und Verwundeten er in dem Bericht seines Generalquartiermeisters Diodati gewiß viel zu niedrig auf 3000 Mann angeben ließ, am Ende ihrer Kraft angelangt, die feindliche Reiterei im wesentlichen siegreich



und mit der Aussicht, durch den Zuzug der bei Torgau stehenden lüneburgischen und kursächsischen Kavallerie eine erdrückende Ueberlegenheit zu gewinnen; daraufhin entschloß er sich, noch in der Nacht nach einem etwa achtstündigen Kampfe seine Armee nach Leipzig zurückzuziehen. Es war eine Räumung des Schlachtfeldes, die vollends dadurch, daß das Geschütz, dessen Bespannung verloren war, zurückgelassen werden mußte, das Eingeständnis der Niederlage in sich faßte.

Und wie schwer fielen die Folgen der Niederlage alsbald auf den Kaiser! Da Wallenstein, wie auf dem Schlachtfelde, so auch im feindlichen Lande sich nicht zu behaupten wagte, so ging sein Rückzug von Leipzig geradeswegs nach Böhmen. Daß er dabei in mehreren Plätzen, besonders in der Pleißenburg, in Chemnitz und Zwickau Besatzungen ließ, wollte nicht viel besagen, da sie sich in den nächsten zwei Monaten dem nachdrängenden Gegner ergeben mußten. Aber was bedeutete dieser Rückzug für den Kaiser? Nichts Geringeres, als daß die furchtbare Last der Winterquartiere und der damit verbundenen Ergänzung des Heeres jetzt zum zweitenmal auf die kaiserlichen Erblande fallen sollte. Ferdinand konnte sich dieser Zumutung nicht entziehen, zumal der kurz angebundene Feldherr jeden Widerstand durch die Drohung, sonst seinen Abschied zu nehmen und also die Verwirrung zu vollenden, niederschlug<sup>1)</sup>; aber unmittelbarer als die Niederlage selbst, rief nun der Druck der Kontributionen und Musterplätze beim Kaiser sowohl, wie seiner Umgebung, das alte Mißtrauen wach, ob dieser General der Mann sei, der die kaiserliche Sache zu retten vermöge.

Indes, groß wie diese Not war, sie trat doch fürs erste weit zurück vor den gewaltfamen Schwankungen, die der Tod Gustav Adolfs auf der gegnerischen Seite hervorrief. Hier hing jetzt alles davon ab, ob und wie weit man dieser Schwankungen Herr wurde.

<sup>1)</sup> Antelmi, Nov. 25. (Archiv f. österr. Geschichte XXVIII S. 360/1.)